

nalen Behörden und den zfo wird explizit festgehalten, dass den »Ausreisepflichtigen« keine Tagesstruktur geboten werden soll: »Das [Nothilfelager, SM] bietet keine Tagesstruktur.« (Leistungsvertrag 2011)

Keine Tagesstruktur zu bieten, ist eine Form von Deprivation. Es ist der Entzug eines zentralen gesellschaftlichen, aber auch persönlichkeitsstiftenden Lebensaspekts. Im Kontext der verordneten »Untätigkeit« ist Workfare für die Insass*innen die Beschäftigungsmöglichkeit, die eventuell vom Lageralltag und der Langeweile ablenken kann. Workfare erhält damit im Alltag der betroffenen Personen einen hohen strukturierenden Stellenwert. Durch diese zwei Gründe – die Kopplung an die Nothilfeleistung und die Beschäftigungsmöglichkeit – wird das Workfaresystem in den Nothilfelagern eines der wirkmächtigsten Systeme zur »*Reorganisation des Selbst*« der betroffenen Personen (Goffman 2014: 54).

Zudem ist das Workfare gebunden an das von Goffman beschriebene »Privilegiensystem«, das es zu einem besonders wichtigen Instrument zur Durchsetzung der institutionellen Logik macht. So werden Workfare-Arbeiten nicht einfach verteilt, sondern bspw. an gewisse Personen häufiger vergeben als an andere. Weiter können Personen je nach Ausführung des Workfares weitere Privilegien erhalten wie zum Beispiel ein Einzelzimmer oder regelmäßige Arbeiten. So schafft das Workfare-System einerseits Konkurrenz zwischen den Insass*innen und dient auch als Belohnungs- oder Bestrafungssystem zu ihrer Disziplinierung (vgl. Unterkapitel 6.2).

Das letzte Element in der Hausordnung sind Karten der Umgebung. Auf den Karten sind Orte gekennzeichnet, an denen die Insass*innen des Lagers sich nicht aufhalten dürfen. Es sind Orte, an denen sie in Kontakt mit der Bevölkerung kommen könnten. So ist der Zutritt zu einer Feriensiedlung und zu einem Geschäft verboten.

6.2 Bewältigungsstrategien im Nothilfelager und darüber hinaus

Wie im vorangehenden Kapitel aufgezeigt sind Nothilfelager totale Institutionen und Orte, die so ausgestaltet sind, dass die Personen möglichst schnell und freiwillig gehen, auch wenn die zentrenführenden Akteure Bemühungen zeigen, humanitäre Anliegen in den Lagern aufnehmen zu wollen. Die Logik der Nothilfelager wirkt in dem Sinne, dass sie zu einer »*Beschränkung des Selbst*« (Goffman 2014: 25) der Lagerinsass*innen führt. Dieses Kapitel handelt nun einerseits von den in Lagern lebenden Personen und deren Umgang

mit dem Ort des Lagers: (Wie) wehren sich die Menschen gegen die Beschränkungen des Selbst? Wie schützen sie ihr Selbst vor den Demütigungen und Angriffen der Institution? Andererseits führt dieses Kapitel über das Nothilfeler hinaus: Mit welchen Praktiken, Sicht- und Denkweisen fordern die abgewiesenen Geflüchteten in der Nothilfe behördliche und weitere Akteure des Grenzregimes heraus und verhalten sich zu ihnen und den Grenzziehungen innerhalb des Grenzregimes?

Goffman hat die »*Bewältigungsmöglichkeiten*« (Dollinger, Schmidt 2015: 253) der Insass*innen angesichts der Beschränkungen ihres Selbst durch die totale Institution ebenfalls ethnografisch untersucht. Ich werde zu Beginn auf Goffmans Konzept der Strategien der Insass*innen eingehen. Danach formuliere ich eine Kritik daran und werde es um die Perspektive des Grenzregimes erweitern, damit es auch für das Nothilfe-Regime nutzbar wird. Schliesslich zeige ich die unterschiedlichen Bewältigungsstrategien der Personen in den Nothilfslagern auf. Dabei werde ich sowohl ihre Strategien im Umgang mit der Situation rekonstruieren als auch ihre Sicht- und Denkweisen als Akteure innerhalb des Grenzregimes.

Das Leben in totalen Institutionen und somit in Nothilfslagern ist ein Leben, das unter den dauernden »*Angriffen des Selbst*« stattfindet (Goffman 2014: 43). Goffman rekonstruierte nicht nur die Merkmale und Funktionsweisen totaler Institutionen, sondern auch die Bewältigungsmöglichkeiten der Insass*innen, bei ihm spezifisch einer psychiatrischen Klinik (vgl. Goffman 2014: 169ff.). Er beschreibt darin, wie die Insass*innen die degradierende Lage in totalen Institutionen bewältigen oder zu bewältigen versuchen (vgl. Dollinger, Schmidt 2015: 248), was er als »*Unterleben der Klinik*« bezeichnet (Goffman 2014: 202). Er unterscheidet dabei zwischen Bewältigungsmöglichkeiten oder -strategien »*primärer*« und »*sekundärer Anpassung*« an die totale Institution.

Unter »*primärer Anpassung*« versteht Goffman das Verhalten, das die Insass*innen zeigen, wenn sie die ihnen von der Institution auferlegten Haltungen und Handlungen übernehmen. Es ist die Übernahme der institutionell vorgesehenen Rolle. Die primäre Anpassung geschieht nicht freiwillig, sondern ist durch die herrschende Ordnung der Institution unumgänglich und dient dem Überleben (vgl. Goffman 2014: 185). Goffman konkretisiert, dass es verschiedene Strategien der »*primären Anpassung*« gebe. Erstens die Strategie des »*Rückzugs aus der Situation*«: Die Insassin oder der Insasse zeige für nichts Interesse außer für die Dinge, die sie oder ihn unmittelbar körperlich umgeben. Die Insass*innen nehmen auch nicht mehr an »*Interaktionsprozessen*« teil (vgl. Goffman 2014: 65). Weiter gibt es den »*kompromisslosen Standpunkt*«: »Der

*Insasse bedroht die Institution absichtlich, indem er offenkundig die Zusammenarbeit mit dem Personal verweigert» (ebd.: 65). Dieses Verhalten sei jedoch eine Reaktion auf den Eintritt in die Institution und könne nicht lange aufrechterhalten werden (vgl. ebd.: 65). Eine weitere Form der »primären Anpassung« bezeichnet Goffman als »Kolonisierung«. Diese Strategie besteht darin, das Leben in der Institution als besser anzusehen als das Leben in der Aussenwelt und sich so innerhalb der Institution eine zufriedene Existenz aufzubauen (vgl. ebd.: 67). Und die letzte Form der »primären Anpassung« ist die »Konversion«: »Offensichtlich macht der Insasse sich das amtliche Urteil über seine Person zu eigen und versucht die Rolle des perfekten Insassen zu spielen« (ebd.: 67). Goffman resümiert selbst, dass diese Strategien als kohärente Verhaltensrichtlinien gesehen werden müssen, die meisten Insass*innen jedoch eine mehr oder minder opportunistische Kombination »von sekundären Anpassungen, Konversion, Kolonisierung und Loyalität gegenüber der Gruppe von Insassen« begehen, um »psychisch und physisch ohne Schaden zu bleiben« (ebd.: 68).*

Unter »sekundärer Anpassung« versteht Goffman Handlungen, mit denen sich die Individuen der Rolle entziehen, welche die Institution für sie als verbindlich erachten:

»Darunter verstehe ich ein Verhalten, bei welchem das Mitglied einer Organisation unerlaubte Mittel anwendet oder unerlaubte Ziele verfolgt, oder beides tut, um auf diese Weise die Erwartungen der Organisation hinsichtlich dessen, was er tun sollte und folglich was er sein sollte, zu umgehen« (ebd.: 185).

Sekundäre Anpassung leisten Insass*innen, indem sie ein Unterleben schaffen, das der sozialen Distanzierung von der Institution dient und ihr Selbst schützt (vgl. Willems 1997: 131; vgl. Dollinger, Schmidt 2015: 248). Wie primäre Anpassungen gibt es auch verschiedene Formen der sekundären Anpassung, so zum Beispiel werden Gegenstände zweckentfremdet, das System wird ausgebeutet oder bereits existierende Annehmlichkeiten wie eine Zigarette zu rauchen ausgedehnt oder erweitert (vgl. Goffman 2014: 202ff.; vgl. Täubig 2009: 50).

Für meine Arbeit greife ich auf die goffmansche Perspektive zurück, um die Praktiken der Nothilfelerinsass*innen nachzuzeichnen; jedoch benutze ich seine Typologie der Anpassungen nicht ohne Vorbehalte. So gehe ich einerseits vor, weil Insass*innen, wie Goffman dies selbst auch festgestellt hat, mehrere Formen sowohl der primären wie auch der sekundären Anpassung gleichzeitig anwenden. Andererseits hat Goffman seine Typen am Beispiel der

geschlossenen psychiatrischen Anstalt gebildet, einer totalen Institution, die andere Bewältigungsformen erfordert als die totale Institution der Nothilfeler.

Weiter weist Goffman in seiner Aufsatzsammlung ein stark am Nationalstaat orientiertes Verständnis der Gesellschaft oder der, von ihm so bezeichneten, Aussenwelt auf (vgl. Goffman 2014: 21). Für Goffman bedeuten bürgerliche Rechte, über Geld zu verfügen, Schecks ausstellen zu können, zu wählen sowie Ehescheidungen oder Adoptionen beantragen zu können (ebd.: 26). In diesem Verständnis kommen transnationale Vorstellungen der Welt nicht vor. So haben Migrant*innen auch ohne Eintritt in eine totale Institution einen mit rechtlichen und gesellschaftlichen Diskriminierungen verbundenen Status, den Goffman nicht thematisiert. Seine nationalstaatliche Konzeption lässt damit mit Migration und Kolonialismus verbundene Zugehörigkeitsdebatten außen vor. Mit dem theoretischen Instrumentarium Goffmans können die Sichtweisen und Praktiken abgewiesener Geflüchteter nicht vollständig gefasst werden.⁹ Im Zuge der Auseinandersetzung mit den Personen in den Lagern habe ich verstanden, dass ihre Strategien auch, aber nicht nur auf das Lagerleben bezogen sind. Die Aussage Augustins, die diese Arbeit einleitet, zeigt genau dies auf: *«Et quand tu sors, tu es illégal. Mais moi j'ai dit aux policiers qu'il n'y a pas des »illégaux« ici. Moi, je ne suis pas illégal, je suis légal. Parce que je suis citoyen du monde!«* (Augustin, 17. Mai 2012, Kurzgespräch nach einer Polizeikontrolle in der Nähe des Lager 2) Er erklärt den Polizisten bei einer Polizeikontrolle, in die er als registrierter Insasse eines Nothilfeleragers aufgrund von »racial profiling« hineingerät, dass er nicht illegal sei, sondern Weltbürger. Die betroffenen Personen in den Lagern sind also nicht nur Insass*innen einer totalen Institution, sondern Akteure innerhalb des Grenzregimes, die dieses herausfordern, Grenzziehungsprozesse verändern und mitformen. Die Tatsache, dass Augustin und andere abgewiesene Geflüchtete in einem Nothilfelerager in der Schweiz sind – aus welchen Gründen auch immer – ist als widerständige Praxis nicht nur gegen die totale Institution, sondern gegen die behördlichen Akteure zu verstehen. Zu bleiben bedeutet, sich den Zielen der Behörden, den asylpolitischen Zielen und den sozialstaatlich gedachten Mechanismen im Zuge des Sozialhilfeausschlusses zu widersetzen.

9 Zudem herrschen auch in der von Goffman vorgestellten Aussenwelt andere Lebensentwürfe und klassenspezifische soziale Positionen, die bereits vom bürgerlichen Leben exkludiert sind, wie bspw. die Prekaritätsforschung aufzeigt (vgl. Castell, Dörre 2009; Lorey 2012; Aulenbacher 2009).

Damit verstehe ich sie auch als Akteure, die Grenzziehungsprozesse gestalten und herausfordern. Auf die Tatsache, dass die Personen sich nicht so verhalten, wie sie sollten – nämlich auszureisen –, müssen die staatlichen Akteure reagieren; damit werden Grenzziehungsprozesse der Behörden, die Diskurse über Grenzen und der Umgang mit den Personen gestaltet. Praktiken der Personen in Nothilfslagern sind konstitutiv für das Grenzregime.

Aus diesen Gründen verbinde ich das erweiterte goffmansche Verständnis der Bewältigungsstrategien der Lagerinsass*innen mit der Perspektive des Grenzregimes: Als Bewältigungsstrategien verstehe ich in dieser Arbeit alle Praktiken abgewiesener Geflüchteter in Nothilfslagern, die ihr Selbst vor der totalen Institution schützen bzw. zu schützen versuchen. Bewältigungsstrategien sind auch alle Praktiken, die sie im Umgang mit den inneren Grenzziehungsprozessen und ihrer Position innerhalb des Grenzregimes, in dem sie als Akteure handeln, entwickeln. Zum einen gewährleistet dieses Verständnis von Bewältigungsstrategien, abgewiesene Geflüchtete nicht nur als Lagerinsass*innen zu verstehen, sondern auch in Bezug auf ihre Position und ihr Tun innerhalb des europäischen Grenzregimes. Zum anderen möchte ich damit gewährleisten, dass soziale Auseinandersetzungen im Grenzregime in konkreten alltäglichen Erfahrungen und Praktiken der Menschen sichtbar werden (vgl. Scheel 2015: 7). So erhoffe ich mir, dem bourdieuschen »Verstehen« gerecht zu werden und »*die subjektiven Erfahrungen von Menschen angesichts der spezifischen Lebensumstände und kontextuellen Bedingungen so präzise und nachvollziehbar wie möglich zu machen*« (Schultheis 2012; vgl. Bourdieu 1997: 779ff.).

Ich zeichne im Folgenden vier Bewältigungsstrategien von im Lager lebenden Menschen nach. Um ihre Praxis im Umgang mit den Angriffen auf ihr Selbst besser beschreiben zu können, erläutere ich in drei der vier folgenden Teile spezifische Lagerumstände: Das Workfaresystem, die Küchennutzungen, die Eingangskontrollen durch den Sicherheitsdienst sowie das Warten als Kennzeichen des Lebens in einer totalen Institution und als Kennzeichen einer subalternen Position im Grenzregime.

6.2.1 Mitra: Selbstdisziplin und der Kampf gegen die Behörden

Das Gespräch findet im Januar 2012 in Mitras Zimmer im Lager 2 statt. Er teilt es zu dieser Zeit mit vier anderen Personen. Ich setze mich auf den Rand eines der unteren Betten. Im Zimmer steht ein kleines Tischchen. Mitra stellt den Wasserkocher an und fragt, was für Tee ich möchte. Schwarztee. Er nimmt auch einen. Deshalb muss er eine zweite Tasse bei einem Freund organisie-

ren. Er wäscht beide in der Küche aus, kommt zurück und setzt sich. Letzte Nacht sei ein Mann durchgedreht, erzählt er mir während der weiteren Teezubereitung. Er habe das Fenster und den Fernseher zerschlagen. Und jetzt hätten sie ihn mitgenommen. »Wegen was?«, fragt er und gibt selbst die Antwort: »Wegen nichts!«. So viel Druck hätten sie ihm gemacht. Er meint die Behörden und die Situation an sich, die die Menschen im Lager dazu bringen, sich nicht mehr kontrollieren zu können. Der Mann habe auf dem Gang geschrien, und dann sei die Nachtwache gekommen, es habe viel Lärm gegeben, und dann sei die Polizei gekommen und habe den Mann mitgenommen. Er selbst habe diese Nacht wenig geschlafen, wie so oft. Er lächelt, als er das sagt, um mir anzudeuten, dass es hier im Lager normal ist, nicht schlafen zu können (Interview Mitra, Januar 2012).

Mitra ist seit 2005 in der Schweiz, damals war er Anfang zwanzig. Er kam in einem der sogenannten Empfangszentren an der Schweizer Grenze an. Dort habe er einige Tage bleiben müssen. Dann sei er in ein kleines Dorf gekommen, wo er ungefähr ein Jahr lang in einem Asyllager gelebt habe. Danach hätten »sie«, damit meint er die Behörden, ihn erneut »transportiert«, wie er den Vorgang nennt. In ein anderes Dorf, in ein Haus mit anderen Personen aus dem Asylbereich. Gut zwei Jahre sei er dort gewesen, genau wisse er es nicht mehr. In dieser Zeit habe er nach einem Rekurs den zweiten negativen Entscheid der Bundesbehörden erhalten. Das Sozialgeld wurde heruntergestuft: Vorher seien es 400 Franken pro Monat gewesen, nachher noch 270 Franken im Monat. Minimal nenne sich das. 2008 haben die Behörden Mitra ins Nothilfelerager 1 transferiert. Zehn Monate lebte er dort. Danach sei die Polizei gekommen und habe ihn inhaftiert, insgesamt zwölf Monate in drei unterschiedlichen Gefängnissen. Zweimal hätten sie versucht, ihn auszuschaffen. Er habe sich gewehrt. Irgendwann hätten sie ihn 2010 aus dem Gefängnis entlassen. Er kam ins Lager 2. Nun lebt er hier seit gut zweieinhalb Jahren.

Ich habe Mitra gefragt, was für ihn am schlimmsten sei in der Nothilfe.

»In der Nothilfe? Da habe ich viele Probleme. Ich habe keine Perspektive zum Beispiel. Ich habe gar nichts hier. Denn du darfst nicht nach draussen gehen, du darfst nicht arbeiten, du darfst nicht studieren, du darfst nicht mit anderen Leuten in Kontakt kommen. Du hast gar nichts, du bist blockiert.« (Interview Mitra, Januar 2012)

Mitra zeigt erstens die Perspektivlosigkeit der Nothilfe auf. Im Gegensatz zu den behördlichen Vorstellungen und den von ihnen verwendeten Mitteln, Op-

tionen oder ein »Feld der Möglichkeiten« zur Verfügung zu stellen, sind diese Optionen für Mitra nicht als solche erkennbar. Er sieht eben keine Perspektive. Er erwähnt den aus der Sicht der Behörden weiteren wählbaren Weg – die Rückkehr – nicht einmal.

Zweitens zeugt seine Aussage vom Regelwerk der totalen Institution: In einem Satz erwähnt er vier Mal, dass er nichts dürfe. Er erwähnt vor allem Aspekte, die den Kontakt zur Aussenwelt einschränken. Die Aufzählungen verweisen auf die Verunmöglichung des gesellschaftlichen Lebens, von Arbeit, Studium und Kontakten mit anderen Menschen. Es sind Dinge, die Mitra einfordert und die für ihn zu einem menschenwürdigen Dasein gehören. Gerade diese Haltung kommt in den Diskursen der Behörden, in den Grenzspektakeln und damit verbundenen Grenzziehungsprozessen nicht vor. Es macht die soziale Unsichtbarkeit aus, dass das, was zu einem menschenwürdigen Dasein gehört, nicht von den betroffenen Personen aus gedacht wird, sondern, wie bereits geschildert, von den staatlichen Behörden aus (Kapitel 5). Diese soziale Unsichtbarkeit ist erst möglich durch das ungleiche Kräfteverhältnis zwischen den Akteuren innerhalb des Grenzregimes. Konkret schildert Mitra bspw., wie die tägliche Präsenzkontrolle seine Beziehung zu seiner Freundin belaste.

»Ich muss immer hierher kommen für meine Präsenz, für die Unterschrift. Denn, wenn ich drei Tage keine Zeit habe, wenn ich also drei Tage nicht unterschreibe, dann muss ich das Heim verlassen und sie schicken mich wieder in ein anderes Heim. Dabei brauche ich jedes Mal auch ein wenig Zeit, dorthin zu gehören [sich bei seiner Freundin in ihrer WG zugehörig zu fühlen, SM]. Oder ein anderes Beispiel: Meine Freundin will am Dienstag oder am Donnerstag in die Ferien. Ich kann dann nicht mitgehen. Ja, ich kann sie nicht begleiten, oder, das ist schade, das ist scheisse!« (Interview Mitra, Januar 2012)

Die Präsenzkontrolle verhindert eine freie Gestaltung des Alltags und hat Auswirkungen auf Mitras soziale Beziehungen, hier konkret einer Liebesbeziehung. Gleichzeitig macht dieses Zitat deutlich, dass Mitra trotz der Einschränkungen durchaus soziale Kontakte in der Aussenwelt hat. Seine Freundin sei zum Glück im Sozialbereich tätig, sie kenne die Umstände. Aber er habe auch von Leuten gehört, die gesagt haben, dass sie in der Nothilfe leben, und dann würden die Beziehungen nicht halten: »*Sie gehen weg: Keine Freundin mehr!*« Mitra verwirft die Arme, um das Verschwinden der Freundin anzudeuten und lacht. In Mitras Schilderungen zeigt sich die Bewältigungsstrate-

gie, die er gegen die Regeln des Lagers führt. Sein Unterleben kennzeichnet sich durch die Aufrechterhaltung des Kontakts zur Aussenwelt. Es ist für ihn möglich, Kontakte aufrecht zu erhalten. Bei der Beschreibung zeigt sich jedoch, dass diese in zwei »Welten« (Willems 1997) stattfinden – in der Welt des Lagers und in der Welt seiner Freundin, in der er immer wieder um eine selbstbestimmte Zugehörigkeit kämpft.

Mitra erklärt mir den Unterschied zwischen den zwei Welten:

»Das ist psychologisch, weisst du. Wenn du hierhin kommst, kommt es ganz automatisch in deinen Kopf. Hier sind fünf Leute in meinem Zimmer. Die Atmosphäre ist ganz anders. Wenn du dort bist [wo seine Freundin wohnt, SM], dann gibt es viele frische Leute mit verschiedenen Ideen. Hier gibt es immer nur Leute mit Problemen. Hier sprechen wir immer nur über Probleme. [...] Hier sind alle Leute blockiert. Ihre Kreativitätsgene sind blockiert, mit einer Metallzange [lacht].« (Interview Mitra, Januar 2012)

Mitra nennt das zentrale Element, das aus seiner Sicht ein Leben in der Nothilfe ausmacht, eine Blockade. Die Ideen zur eigenen Lebensgestaltung gehen aus. Wie mit einer Metallzange werden sie durchgetrennt. Das Zusammenleben mit den anderen Menschen, die wie er auch immer nur Probleme haben, führe zu dauerndem Kreisen um Probleme und schaffe die spezifische Lageratmosphäre. Und ihr, so Mitra, könne man kaum entgehen. Denn wenn er einmal für einige Stunden allein sei, dann sei er allein, aber auch mit seinen Problemen. Und wenn er nicht alleine sei, dann sei er mit den Problemen der anderen konfrontiert:

»Mein Nachbar zum Beispiel, kann ich das so sagen? Mein Zimmernachbar//eher Bettnachbar//ja genau (lacht). Ich kann ihm nicht sagen: ›He du, bleib ruhig. Denn er hat auch Probleme. Ich muss ihm immer zuhören. [...] Manchmal sagt er: ›Uhh shit, ich habe viele Probleme.« Egal, was er spricht oder was er macht, ich muss ihm zuhören und ihn motivieren, oder. Ich muss etwas zu ihm sagen, oder.« (Interview Mitra, Januar 2012)

Durch die fehlende Privatsphäre ist eine Abgrenzung von den Problemen der Anderen kaum möglich. Mitra erklärt, dass dies nicht nur ein Zustand sei, dem er nicht entweichen könne, sondern dass es auch ein Zustand sei, dem er nicht entweichen wolle, denn hier, in diesem Moment »sind wir alle Brüder« (Interview Mitra, Januar 2012). Es ist auch eine Haltung der Solidarität, die sich in Mitras Einstellung gegenüber den Anderen zeigt. Ich habe Mitra ge-

fragt, was seine Strategie sei, mit der Lageratmosphäre und den Blockaden umzugehen:

Mitra: »Ich kontrolliere mich selber. Ich habe viele Probleme und deshalb muss ich diese Probleme kontrollieren. Zum Beispiel höre oder spiele ich ein bisschen Musik, gehe joggen, lese ein bisschen. Ich habe viele Bücher (zeigt auf Bücher). Das Deutschbuch habe ich hier.«

I: »Also du versuchst dich zu beschäftigen, dich zu kontrollieren. Was würde geschehen, wenn du das nicht machst?«

Mitra: »Ganz langweilig! Dann denke ich viel über mein Leben nach. [...] Deswegen muss ich beschäftigt sein, dass ich mich selber kontrollieren kann. Sonst denke ich. Wenn du nichts machen müsstest, würdest du sehr viel über deine Vergangenheit und deine Zukunft nachdenken.« (Interview Mitra, Januar 2012)

Damit Mitra den Lageralltag bewältigen kann, baut er eine hohe innere Selbstdisziplin auf. Dies ist seine Bewältigungsstrategie gegen die Angriffe auf sein Selbst, die von der Institution ausgehen. Er legt sich einen Tages- oder Wochenablauf mit regelmäßigen Aktivitäten zurecht: Musik, Sport, Lesen, Deutsch lernen. Er verhindert damit einerseits, dass er nur an seine Probleme denkt, und versucht andererseits seine Kreativität nicht ganz zu verlieren. Diese Praktik ist für Mitra auch ganz konkret ein Kampfmittel gegen die Behörden. Denn diese führen laut ihm Krieg gegen sie:

»Sie machen viel Druck auf uns. Wir müssen aufpassen. [...] Sie wollen uns kaputt machen. Sie wollen, dass wir sagen: »Ich gehe weg von diesem Land.« Das ist ein psychologischer Krieg! Man muss stark sein. Ja, ich kann keine Steine nach diesen Behörden werfen, oder. Ich bin nicht so blöd wie diese Behörden. Wenn sie mir einen Stein schicken, dann lache ich, weisst du. Eines Tages müssen sie ja in die Knie gehen.« (Interview Mitra, Januar 2012)

Mitra ist sich der Hierarchie zwischen seiner Position und den staatlichen Akteuren bewusst und definiert seine Widerstandsmöglichkeiten im Wissen um dieses Ungleichverhältnis: Sie provozieren Aggression, aber er kann dieser nicht mit gleichen Mitteln begegnen. Deshalb benutzt er zwei andere Bewältigungsstrategien: Erstens entwickelt er einen größeren Durchhaltewillen als sie, um sie irgendwann in die Knie zu zwingen. Dies macht er über die Beschäftigung und die hohe innere Selbstkontrolle, die sie ihm gibt. Zweitens lacht er über sie und bezeichnet sie als »blöd«. Dass Lachen eine Praxis des Widerstands vor allem in Situationen sein kann, in denen die Macht zwi-

schen den Akteuren sehr ungleich verteilt ist, haben verschiedene Studien aufgezeigt (vgl. Willis 1979; Scott 1985). In Mitras Umgang mit den Behörden und dem Personal des Lagers zeigt sich außerdem eine Abwertungsstrategie. Mitra lehnt sich nicht durch Verweigerung oder durch Streitereien gegen das Personal auf (obwohl es dies durchaus auch gab). Er bleibt ruhig, macht seine Dinge und passt sich soweit wie nötig an. Aber er distanziert sich vom Personal, indem er sie als unprofessionell bezeichnet:

Mitra: »Die Leute, die im Nothilfezentrum arbeiten, die im Büro meine ich: Ich denke sie müssten Sozialarbeiter sein, weisst du, sie müssten eine Ausbildung haben. Sie müssen mit den Leuten umgehen können. Ich habe gesehen, solche Leute gibt es nicht, die in der Nothilfe arbeiten.«

I: »Sie sind nicht ausgebildet.«

Mitra: »Sie sind nicht ausgebildet. Sie wissen gar nichts.« (Interview Mitra, Januar 2012)

Wie die Behörden, die letztlich dümmer sind als die Lagerinsass*innen, ist auch das Personal in den Nothilfslagern in der Darstellung Mitras unprofessionell.

Um mir seine Einstellung besser zu erklären, beruft sich Mitra auf den Widerstandskämpfer Gandhi. Die Engländer hätten die indischen Menschen ins Gesicht geschlagen. Und Gandhi habe ihnen die andere Wange hingehalten, als sie geschlagen hätten, so Mitra. Und er in dieser Situation, was könne er sonst tun? (Interview Mitra, Januar 2012). Er muss gewaltlosen Widerstand leisten, weil er nicht auf der Seite jener stehe, die Steine schmeißen, aber die Möglichkeit habe, wenn er durchhalte, mit seinem Willen die Behörden irgendwann in die Knie zu zwingen.

Vergleichen wir Mitras Umgangsweisen mit dem Lageralltag und Goffmans Typologie primärer und sekundärer Anpassungen, wird deutlich, dass Mitras Bewältigungsstrategie als eine Kombination von mehreren goffmanschen »Bewältigungsmöglichkeiten« gelesen werden kann. Der isolierenden Logik des Lagers zum Trotz pflegt Mitra bedeutende soziale Beziehungen sowohl zur Außenwelt als auch innerhalb der totalen Institution Nothilfeler (Loyalität und sekundäre Anpassung). Er baut sich selbst eine Tages- und Wochenstruktur auf und widersetzt sich damit einer institutionellen Logik, welche explizit darauf ausgerichtet ist, keine Tagesstruktur oder ausgereifte Beschäftigungsmöglichkeiten zu geben (Rückzug aus der Situation, Kolonisierung und sekundäre Anpassung). Und schließlich wertet er Behörden und Personal innerlich ab und lacht über sie, statt in eine offene Konfrontation mit

ihnen zu treten. Er spielt äußerlich mit (Konversion) und schützt sein Selbst gleichzeitig, indem er sich innerlich von institutionellen Rollenerwartungen distanziert (Rückzug aus der Situation und sekundäre Anpassung).

6.2.3 Emerance und Yusuf: Soziale Netzwerke aufrechterhalten

Auch bei Emerance und Yusuf spielen die Zukunft und die Zuversicht, dass es eines Tages besser wird, eine wichtige Rolle, um das Lagerleben auszuhalten. Ihre Hoffnung steht nicht wie bei Mitra direkt mit der Autorität in Verbindung, jedoch ist der Glaube an eine andere Zukunft auch bei ihnen Grundlage für ihre alltägliche Praxis. So erklärt Yusuf:

»Je me mets toujours dans la tête qu'il y aura un jour espoir. Ça, ça allège un peu. Ça veut dire, ça te donne un peu de dormir et de dormir avec une espérance ... d'espérer quelque chose peut-être dans les prochains temps.«
(Interview Yusuf, Januar 2012)

Auch Emerance lebt nach der Devise, nie die Hoffnung aufzugeben. Auf meine Frage, ob es nicht einen Moment gebe, in dem man sich entscheide, dass man aufgebe und die Option, zurückzukehren, ernsthaft ins Auge fasse, erklärt sie:

»Non, moi je ne dis pas ça. Moi je ne dis jamais ça. Si je dis ça, c'est toute la famille qui va couler. [...] Je sais que, si ça ne va pas marcher aujourd'hui, demain ça va marcher.« (Interview Emerance, Februar 2012)

Beide, obwohl sie unterschiedliche Ausgangslagen haben, wählen auf dieser Grundlage der Hoffnung einen weiteren Umgang mit ihrer Situation: nie alleine sein. Dieser Praxis im Lageralltag gehe ich im Folgenden nach.

Nie alleine sein

Yusuf ist rund 50 Jahre alt, 2012 habe ich ihn interviewt, damals war er seit über zehn Jahren in der Schweiz, seit eineinhalb Jahren im Lager 2. Er teilt sich ein Sechser-Zimmer mit vier anderen Personen, einer seiner Bettnachbarn schläft, während wir auf den Sofasesseln im Zimmer sitzen und miteinander reden. Auch ihn kenne ich nicht erst, seit ich in Lager 2 forsche. Er ist präsent an den Orten in der Stadt, wo geflüchtete Menschen Support erhalten oder Verbindungen und soziale Netzwerke gegen die Lagerpolitik der Schweiz aufbauen. Weiter hat er Kontakt zu Leuten aus der Community seines Herkunftslandes, die in der Umgebung und in anderen Städten der Schweiz leben.

Ich habe ihn gefragt, wie es war, als er nach zehn Jahren in der Schweiz in ein Nothilfelerager transferiert wurde:

»J'étais très, très en colère, en colère! Même il y avait certains Suisses, des amis à moi, qui ont dit, mais vraiment, on ne comprend pas, on te laisse jusqu'à huit ans et demi, neuf ans, tu travailles, tu fais ta vie, on te dit, pffft, arrête, fou. Mais ça, mais il y a beaucoup de gens qui ne comprennent pas ça.« (Interview Yusuf, Januar 2012)

Yusufs Reaktion auf den Transfer in die Nothilfe war Wut und Unverständnis gegenüber dieser Entscheidung, da er bereits so lange in der Schweiz sei und sich hier gut eingerichtet habe (Interview Yusuf, Januar 2012). Auch seine Freund*innen – diese Aussage ist zentral für das Verständnis von Yusufs Praktiken im Lager – hätten dies nicht verstanden. Unter diesen Freund*innen sind zudem Schweizer*innen und auch sie hätten den Entscheid nicht verstanden. Die Hervorhebung seiner Freunde zeigt die sozialen Kontakte, die Yusuf hatte und immer noch hat, und den hohen Stellenwert, den er ihnen beimisst. Zudem wird seine Situation in der Aussenwelt thematisiert, was eine unterstützende Wirkung für ihn hat.

Denn für Yusuf ist das verheerendste am Lagerleben die soziale Isolation. Sie führt dazu, dass er kein »*vie digne*«, kein würdiges Leben, führen könne : »*De rester ici et de regarder la télé et de dormir, manger et dormir, ce n'est pas ... mais il y a des gens qui deviennent même fous*« (Interview, Januar 2012). Die Langeweile des Alltags und das Nicht-ausbrechen-können, das ist das, was nach Yusuf, die Menschen hier zerbrechen lasse:

»C'est un lieu de craquant sur la personne, la personne craque [...] Tu manges, tu te réveilles le matin, tu vas descendre pour signer, tu te présentes, tu reviens, tu dors, après tu regardes la télé, tu manges, tu dors encore, alors voilà la vie que dans l'aide d'urgence.« (Interview Yusuf, Januar 2012)

Der Lageralltag führt dazu, dass die Leute verrückt werden und ihr Selbst gebrochen wird. Und dabei ist es für Yusuf vor allem die permanente Präsenz, die entscheidend ist. Immer müsse er hier sein, es gebe wenig Möglichkeiten, aus diesem Trott auszubrechen. Für ihn ist es ein Gefühl des Erstickens :

»Tu te sens vraiment, vraiment étouffé parce que tu ne peux pas prendre des vacances pour aller quelque part de se défouler une semaine, si tu demandes une semaine de vacances, premièrement, 90 percent c'est non. Deuxièmement, la semaine que tu veux partir on ne te donne pas le manger de cette

semaine. Ça veut dire les deux possibilités d'alléger un peu le stress sont presque impossibles.» (Interview Yusuf, Januar 2012)

Yusufs Analyse verweist auf die Lagerordnung und die Bestrafung durch die Streichung von Nothilfeleistungen. Das Gefühl des Erstickens im Lager ist für ihn verbunden mit den Einschränkungen, nicht nach »draussen« gehen, keine Ferien nehmen und seine sozialen Kontakte nicht pflegen zu können.

Yusuf versucht, trotz den Einschränkungen so viel wie möglich Zeit außerhalb des Lagers zu verbringen. Innerhalb des Lagers ist seine Strategie im Umgang mit dem von ihm geschilderten langweiligen Alltag ein anderer als der Mitras. Er versucht nicht, sich durch Tätigkeiten zu strukturieren, um seine Probleme oder die Situation zu vergessen, sondern durch Gespräche oder das Zusammensein mit anderen Menschen im Lager:

»Pour se faire, pour se faire oublier tout ça, eh, j'essaie de discuter avec les gens premièrement, de donner des petits faux discours [wir lachen].« (Interview Yusuf, Januar 2012, Lager 2)

Dabei sind es für Yusuf nicht die ernstesten Gespräche, die entscheidend sind, sondern das alltägliche Zusammensein und das Diskutieren über die Welt. Er verbringt Stunden draußen auf dem Vorplatz des Lagers mit Leuten und quatscht. Er geht bei anderen Insass*innen auf »Besuch«, wie er es nennt. Oft treffe ich Yusuf in seinem Zimmer und jemand ist bei ihm. Eine seiner Freundinnen im Lager ist Emerance, die ebenfalls erklärt, dass man in den Lagern gebrochen werde, wenn man alleine sei. Yusufs Strategie ist die Flucht in das Gemeinschaftsleben, die Herstellung von Sozietät, um seine Situation als abgewiesener Geflüchteter in der Nothilfe auszuhalten.

Emerance ist mit Yusuf befreundet. Emerances Mann Pierre war bereits in der Schweiz, als sie ebenfalls ein Asylgesuch stellte. Sie lebten dann eine Weile in einer Wohnung in einem Dorf. 2009 hätten sie den negativen Entscheid erhalten und die Aufforderung, zu den kantonalen Migrationsbehörden zu gehen. Dort habe man ihnen den N-Ausweis entzogen und sie ins Nothilfelager 2 geschickt:

»J'étais vraiment très très, très choquée. De voir que j'étais avant dans un appartement et puis après on m'a envoyée là... dit... on est une famille et puis on a un studio ou je ne sais pas, plus c'est une chambre, ce n'est même pas un studio. On a eu une chambre pour nous trois. Où serait l'enfant? Où vas dormir l'enfant? Où on va mettre les choses? J'étais vraiment choquée. J'ai restée des heures debout à regarder l'endroit où la chambre on devrait

dormir. J'ai pleuré, mais ça n'est servi à rien. Donc je suis restée ici, je suis restée dans la chambre, je m'a habitué aux gens, au règlement et puis ... jusqu'à présent on est là.» (Interview Emerance, Februar 2012)

Emerance hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine Tochter und später im Lager 2 einen Sohn geboren. Es habe nichts gebracht, im Zimmer zu sitzen und zu weinen. Also habe sie sich an die Situation gewöhnt, an die Leute, an die Regeln. Und wie für Yusuf besteht für sie ein zentraler Punkt der Alltagsbewältigung, um nicht zu »brechen«, darin, nie alleine zu sein:

»Mais ici, si tu es restée seule, c'est là que tu vas craquer. Ce n'est pas bon de rester seule. Tu trouves quand même quelqu'un avec qui vous vous entendez bien et puis tu dois pas rester seule. [...] Moi je suis avec Yusuf. [...] Dans la vie, ce n'est pas bien d'être seul. Il faut toujours créer des relations, être avec des amis pendant les journées. A parler de n'importe quoi, mais de n'être pas seule, sinon tu vas craquer. Voilà, c'est aussi un système de ne pas craquer.« (Interview Emerance, Februar 2012)

Wie bei Yusuf ist das Gemeinschaftsleben ihre Strategie gegen die Brechung des Selbst. Gleichzeitig läuft dieses Verhalten der institutionellen Logik des Lagers entgegen, die, wie das vorherige Kapitel deutlich gemacht hat, eine Vereinzelung fördert. In diesem Sinne richtet sich das Verhalten gegen die Logik der Institution und kann damit als Strategie der sekundären Anpassung verstanden werden.

Emerance sucht soziale Kontakte nicht nur im Lager, sondern auch außerhalb. Sie hat ebenfalls Kontakt zur Community ihres Herkunftslandes. Dabei kennen sie und Yusuf die Menschen aus beiden Communities und sie tauschen sich über die eine oder andere Person aus. Emerance kocht an Feiern ihrer Community. Um dies zu tun, kommt sie teilweise in Konflikt mit dem Lagerpersonal. So machen Emerance und ihr Mann zu gewissen Zeiten ziemlich viel Workfare. Die erhaltenen Nothilfeleistungen legen sie anschließend zusammen und gehen im lagerinternen Laden für die Essen der Community »einkaufen«. Sie nehmen dann bspw. nur gefrorenes Poulet, das im lagerinternen Laden im Vergleich zu den Läden in der Außenwelt relativ billig ist. So gibt es bald einmal kein Poulet mehr. Zudem, so regte sich ein Mitarbeiter auf, würden sie die Nahrungsmittel in den Spinden im Korridor lagern, bis es zu riechen beginne (Notiz, 3. August 2011, Lager 2; Interview Mitarbeitender Lager 2, Oktober 2011). Emerance nutzt die wenigen Vorteile des Lagerlebens wie die billige Beschaffung von Nahrungsmitteln für ihre sozia-

len Kontakte in der Außenwelt. Damit fordert sie die Grenzziehungsprozesse, aber auch das Ziel der Institution Nothilfeler heraus. Weiter zeigt sich an diesem Beispiel auch, dass das Nothilfeler im Gegensatz zu anderen totalen Institutionen wie Gefängnissen oder Psychiatrischen Kliniken nicht völlig geschlossen ist und die eingeschränkten Möglichkeiten zur Mobilität von gewissen Insass*innen genutzt werden.

Pragmatisch bleiben: Beispiel Workfare

Wie gehen Emerance und Yusuf nun konkret im Lageralltag vor, um die Kontakte zur Außenwelt zu bewahren und sich innerhalb des Lagers zu vernetzen? In Bezug auf die Lagerordnung und die -regelung verfolgen sie eine pragmatische Strategie, wie ich ihr Vorgehen im Folgenden nenne. Ich möchte diese Praxis anhand ihres Umgangs mit dem Workfaresystem des Lagers aufzeigen. Dies dient einerseits dazu, ihre Bewältigungsstrategie innerhalb des Lagers darzulegen und andererseits detaillierter aufzuzeigen, wie die Institution den Lageralltag und darin das Workfare konkret gestaltet. Zuerst führe ich aus, wie das Workfaresystem in Lager 2 organisiert ist und welche institutionelle Bedeutung es hat. Dann gehe ich auf die Praxis von Emerance und Yusuf gegenüber dem Workfaresystem ein. Die Herausgabe sozialstaatlicher Leistungen ist im Lager 2 wie folgt organisiert:

»Die Nothilfe beinhaltet keine Anreize zum weiteren Verbleib in der Schweiz und erfolgt deshalb nicht in Form von Geldleistungen. Die [zfO, SM] richtet an Ausreisepflichtige je Person und Tag die unten festgelegten Leistungen in Form von Sachleistungen aus. Die Ausrichtung hat an mindestens zwei Tagen pro Woche zu erfolgen. Leistungen werden nur für jene Tage ausgerichtet, an welchen eine Person im Zentrum anwesend ist.

Abgabe Lebensmittel, Grundbedarf (in Form von Sachleistungen): CHF. 6.00

Workfareanteil (in Form von Sachleistungen): CHF. 2.50

Auf dem Grundbedarf (CHF. 6.00) wird auch bei Familien mit mehreren Personen keine degressive Abstufung vorgenommen.« (Leistungsvertrag 2011)

Workfare sind täglich zu verrichtende Arbeiten, die der Sauberkeit und Hygiene im Lager dienen: Putzen der Toiletten und Duschräume, Putzen der Küche, Putzen der Korridore (Böden etc.) und weiterer Räume. Im Lager 2 gibt es auch sogenanntes »Special-Workfare«. Diese Arbeiten sind solche, die nicht immer anstehen, wie zum Beispiel Rasenmähen rund um das Lager, Mithilfe bei baulichen Maßnahmen oder Putzen der Zimmer von Personen, die aus dem Lager ausgetreten sind, bevor wieder Neue hinzukommen. Die

Spezialarbeiten sind beliebt, weil die Personen so drei bis vier Stunden am Stück arbeiten können. Es gibt auch dauerhafte Arbeiten, die über längere Zeit an eine Person vergeben werden: Mithilfe im Laden an den Tagen, an denen er geöffnet ist, Reinigung des Ladens oder Wäschewaschen für das gesamte Lager. Die täglichen Workfarearbeiten sind so organisiert, dass die Personen einmal morgens und einmal abends putzen müssen. Im Lager 2 ist ein Mitarbeiter zuständig für die Organisation des Workfares. Er kontrolliert die Arbeiten jeweils zu einer bestimmten Zeit. Das bedeutet, dass die Personen die Arbeit möglichst kurz vor der Kontrolle erledigen (müssen), da sonst die Toiletten oder Küchen wieder verschmutzt sein könnten.

Die Leute, die Workfare hatten, waren schon wach, als ich um 8.10 Uhr ins Lager kam. Nuri war am Treppenhausputzen. Hassan kam mir ebenfalls mit einem Putzkübel entgegen. Er putzt auch noch gleich für Gina heute. Er erzählt mir später draussen rauchend, dass er das schon Scheisse finde. Du musst aufstehen, um 8 Uhr putzen und das für so wenig Geld. Jeden Tag um diese Zeit. Sie geben es dir vor. Er arbeite gern, das sei es nicht. Aber er brauche Maschinen oder er wolle auf den Bau, dann könne er viel arbeiten. Aber diese Arbeit: Er mache es, aber es sei schon Scheisse: zwanzig Minuten Scheisse putzen. (Notiz, 16. Oktober 2011, Lager 2)

Die Leute erhalten für die Kontrolle des Workfare einen Zettel mit den Wochentagen. Bei jedem Wochentag markiert der Mitarbeiter nach der Kontrolle am Morgen und am Abend entweder ein »Smiley« oder ein »Smiley mit Lätsch«, wenn das Putzen nicht in Ordnung ist. Haben die Personen das Workfare zur Zufriedenheit erfüllt, erhalten sie für den jeweiligen Tag zusätzlich Fr. 2.50 mehr Nothilfeleistungen. Der Betrag wird für eine Woche aufsummiert und jeweils bei der Sachleistungsabgabe im lagerinternen Laden dazugerechnet. Hat eine Person einen Tag nicht geputzt, dann erhält sie keine zusätzliche Leistung. Es ist in diesem Lager möglich, das Putzen für einen Tag an eine andere Person abzugeben – die Insass*innen müssen jedoch den zuständigen Mitarbeitenden fragen gehen, *»er wolle ihnen da nicht nachspringen und diskutieren«* (Notiz, 7. September 2011, Lager 2).

Emerance erzählt mir, dass sie zu Beginn ein Zimmer zugewiesen bekommen haben, das direkt gegenüber der Toilette lag. Da über 30 Personen diese Toilette benutzt hätten, seien sie und ihre Familie in ihrem Zimmer während des Tages und in der Nacht dauernd Geräuschen und Lärm ausgesetzt gewe-

sen. Das sei, vor allem auch mit den Kindern, nicht sehr angenehm gewesen, und sie habe gefragt, ob sie ein anderes Zimmer haben könnten. Da habe man ihr erklärt, sie müsse zuerst arbeiten. Nur die Leute, die Workfare machen würden, dürften eventuell das Zimmer wechseln. *«Alors, j'étais obligé de travailler et j'ai commencé»* (Interview Emerance, Februar 2012). Nach einer Weile habe man ihnen dann erlaubt, in ein Zimmer zu wechseln, das weiter weg von der Toilette liege. Zudem leben sie nun in diesem Zimmer, das einen Zugang zu einer Toilette hat, die von weniger Personen genutzt wird. Emerance hat sich also entschieden, Workfare zu machen, um ihre Situation innerhalb des Lagers zu verbessern. Workfare bedeutet in diesem Fall für sie jedoch nicht eine zusätzliche Sachleistung, sondern ist gekoppelt an Privilegien wie die Zimmerverteilung im Lager. Zumindest wird das den Personen so kommuniziert, verlässlich scheint das jedoch nicht zu sein. So machen gewisse Personen ihrer eigenen Aussage gemäß schon lange Workfare und konnten trotzdem keinen Zimmerwechsel vornehmen. Danesh beschwert sich seit geraumer Zeit, dass er schon lange ein Einzelzimmer möchte. Als alleinstehender gesunder junger Mann, der Workfare macht und sich auch sonst an die Lagerregeln hält, wird sein Wunsch jedoch höchstwahrscheinlich auch in Zukunft nicht erfüllt werden (vgl. Interview Danesh, Mai 2012). In beiden Fällen ist Workfare aber ein Mittel, um Insass*innen durch eventuelle Aussichten auf eine zukünftig bessere Situation zu steuern.

Workfare wird aber nicht offiziell zur Gewährung von Privilegien benutzt, sondern es soll eine Gleichbehandlung bei der Verteilung gewährleistet werden. So ist die Verteilung des Workfares im Lager 2 sogar nach dem Zufallsprinzip organisiert. Deshalb wird die wöchentlich stattfindende Verteilung von Arbeiten auch »Lotto« genannt. Das »Lotto« findet im Lager 2 in der Waschküche statt. Die Personen, die Workfare machen wollen, müssen sich zu einer bestimmten Zeit dorthin begeben. Im Folgenden schildere ich zwei Beobachtungen des Ablaufs des »Lottos« aus der Zeit, als ich mit dem zuständigen Mitarbeitenden unterwegs war:

Am Mittwochmorgen um 9.30 Uhr gibt es immer »Lotto«. So nennen sowohl Charly und die anderen Mitarbeitenden wie auch die Bewohner*innen die Workfare-Verteilung. Charly und ich gehen zum Raum mit den Waschmaschinen. Die Waschmaschine dient ihm als Ablage. Die Leute stehen herum oder lehnen am Waschtrog. Es sind diese Woche ungefähr 20 bis 25 Leute, die sich

für das Workfare interessieren. [...] Charly hat Namenszettel per Computer vorbereitet mit den Leuten, die meistens zum Workfare kommen. Die, die noch nie dabei waren, schreibt er von Hand auf einen weiteren Zettel. Er geht die Zettel durch und ruft die Namen aus. Die Zettel mit den Leuten, die da sind, legt er in eine Schüssel. Die Namen derer, die nicht da sind, legt er in ein Couvert. Hasan legt ein Blechtablett auf die Schüssel und schüttelt. Dann wird der erste Name gezogen. Charly hat eine blaue Liste, auf der alle Arbeiten aufgelistet sind. Es gibt die täglichen Arbeiten für eine Stunde und dann gibt es noch »special work«. [...] Bei einigen Arbeiten schreibt er die Namen vor dem Ziehen der Zettel direkt ein. Somit sind schon einige Spezialarbeiten vergeben, bis die eigentliche Ziehung beginnt. Dann ist die erste Ziehung für die alltäglichen Arbeiten. Charly ruft den Namen von jemandem auf. Die Personen dürfen sagen, welchen Job sie wollen. Zum Beispiel: Küche 4. Yusuf fragt Charly, weshalb einige Jobs schon weg seien. Er verstehe das nicht, das sei nicht Lotto. Marie doppelt nach: »Mach Lotto, Charly, Lotto.« Dann wurde der Name von Yusuf gezogen. Er sagt Küche. Charly schüttelt zuerst den Kopf: Bist du sicher, dass du das machst? Yusuf protestiert. Charly trägt ihn dann ein. Dann kommt jemand anders, der »special work« will. Charly trägt ihn ein. Emerance wird gezogen. Sie sagt, sie wolle auch »special work«. Da sagt Charly: Frau K., sind Sie sicher, dass das gut kommt? Sie lächelt, ja, mein Mann ist Montag da (special work wird jeweils montags erledigt). Ich will Special. Charly trägt Emerance ein. Emerance tänzelt und lächelt und singt: »Yeah, je nettoie.« Die Leute lachen. Auf dem Rückweg vom Lotto erklärt mir Charly, dass er gewissen Leute die Küche und die Toilette gar nicht gebe, weil er keine Lust habe, die immer zusammenzuscheissen. Weil, dort sei es ja schon wichtig, dass es sauber sei, bei so vielen Leute, die kochen. Charly macht dann am Computer die Einträge für diese Woche. (Notiz, 7. September 2011, Lager 2)

Beim Lotto waren es diesmal mehr Leute als beim letzten Mal, als ich dabei war. Die erste Runde fing an und ein Name wurde gezogen. Der Mann sagte, was er putzen wolle. Charly sagte, nein, er könne den Korridor haben. Dann ein weiterer Name, wieder wünschte sich ein Mann etwas. Diesmal war es ok, und Charly trug ihn in die Liste ein. Dann Yusuf, er erhielt auch, was er wollte, und so ging es weiter. Dann hätte es eigentlich eine zweite Runde gegeben für die noch übrigen Jobs für die Leute, die mehr als ein Workfare machen wollen. Aber Charly liess nicht mehr Lose ziehen, sondern bestimmte einfach. Da fin-

gen die Leute an, näher an die Waschmaschine zu gehen. Sie fingen an, die Arme aufzustrecken und seinen Namen zu rufen. Charly! Charly! Er schaute ein bisschen wahllos auf und dem ersten, der ihm ins Blickfeld geriet und der etwas sagte, sagte er: »Also gut, du kannst das haben.« Jemand zupfte ihn am Ärmel, er schaute auf und sagte: »Gut, du nimmst das.« Mohammed war das erste Mal dabei. Er fragte Yusuf, was das solle. Yusuf verwarf die Hände und erklärte: »Fertig Lotto.« Dann streckte er energisch auf und rief: »Charly.« Und Charly schaute und gab ihm noch eine Arbeit. Auch Emerance und Marie bekamen eine weitere Arbeit. (Notiz, 14. September 2011, Lager 2)

Bei der Organisation des Workfare im Lager 2 wird die Vergabe von Privilegien oder Sanktionen offensichtlich, da eigentlich »Lotto« gespielt werden sollte zur Vergabe der Arbeiten. Wie die Leute jedoch feststellen und auch monieren, sind einerseits schon bevor der Prozess anfängt, viele Arbeiten vergeben, und andererseits zeigt sich, dass, auch wenn die Personen gewählt werden, sie ihre Aufgabe nicht frei wählen dürfen (je nach Interpretation ihrer Arbeitsfähigkeit). Es entsteht eine Situation beim »Lotto«, in der die Personen schlußendlich um die Arbeit kämpfen müssen. So hat Adnan einem neuen Insassen nach der ersten Runde »Lotto«, als diesem völlig uneinsichtig war, was vor sich ging, erklärt, dass nun »fertig Lotto sei«, seinen Arm ausgestreckt und »Charly« gerufen, um einen weiteren Job zu erhalten. »Lotto« ist somit, so zeigt sich an mehreren Stellen dieser Notizen, eben kein Verteilungssystem nach dem Zufallsprinzip, wie es die Benennung nahelegen würde, sondern es ist ein willkürliches System: An gewisse Personen werden bereits vor dem Zettelziehen Workfare vergeben. Diese Vergabe verläuft zudem ohne Begründung seitens der Institution, ist also nicht nachvollziehbar. Es zeugt von der autoritären Position des Personals gegenüber den Insass*innen. Die Workfarevergabe ist ein »Lotto« im übertragenen Sinne, denn es ist unklar, ob es nach dem Zufallsprinzip erfolgt, nach dem Prinzip der Disziplinierung durch Arbeit oder nach persönlichen Begünstigungen. Zudem erfolgt bei der Vergabe des Workfare immer auch eine Beurteilung der Tätigkeit der Personen. So fragt der Mitarbeitende bei Emerance nach, ob sie sicher sei, dass das gut komme. Es ist einer dieser Demütigungsmomente, die in solchen Situationen steckt: Die Personen müssen sich um eine Arbeit, die eine Stunde dauert und meist unangenehm ist, streiten und werden dann beurteilt, ob sie fähig dazu sind. Zu entrichten ist dieser Situation nicht, wenn die Insass*innen die zusätzlichen Fr. 2.50 an Nothilfeleistungen erhalten wollen oder sich für

gewisse Privilegien – wie Emerance in Bezug auf einen Zimmerwechsel – interessieren.

Emerances Strategie im Umgang mit diesem Privilegien- und gleichzeitig Erniedrigungssystem sieht folgendermaßen aus: Sie ist sich der unbefriedigenden Lage durchaus bewusst und weiß auch, dass das Kämpfen um ein Workfare, das schlussendlich unbefriedigende Putzarbeit ist, erniedrigend ist. Deshalb verwendet sie die subversive Strategie, nach dem Erhalt des »Workfares« zu tanzen vor Freude und zu singen, dass sie nun putzen dürfe. Im Kontext des »Lotto« lachen die anderen Insass*innen mit, da sie ebenfalls um die Lage wissen sowie um das unbefriedigende Gefühl, das mit der unbefriedigenden Tätigkeit des Workfares einhergeht. Es ist ihre Art, sich gegenüber dem Mitarbeitenden zur Wehr zu setzen, indem sie mit Humor das Workfare-Systems in Frage stellt, aber aus pragmatischen Gründen trotzdem mitmacht, ohne sich völlig entwürdigen zu lassen.

Yusuf macht kein Workfare mehr: »*Je ne travaille plus pour Charly!*« (Notiz, 23. August 2011, Lager 2). Auch sein Entscheid stellt einen pragmatischen Umgang mit dem Privilegiensystem dar. Er entzieht sich diesem, um die Möglichkeit der sozialen Kontakte zur Außenwelt nicht zu gefährden. Denn er wolle keinen Ärger mit Mitarbeitenden des Lagers. Der Mitarbeiter, der das Workfare organisiere, so erklärt mir Yusuf seinen Entscheid, sei manchmal ok und manchmal nicht; er favorisiere sowieso gewisse Frauen, dabei hätten eigentlich alle das Recht zu arbeiten. Er, Yusuf, habe jeweils mitgemacht und seine Wünsche angebracht, zum Beispiel »Spezialarbeit«, und Charly habe nein gesagt. Da sich Yusuf dann aufregte über die Ungerechtigkeit und mit dem Mitarbeiter stritt, habe er irgendwann entschieden, kein Workfare mehr zu machen:

Yusuf: »Alors je me dis, au lieu d'avoir des problèmes, c'est mieux de laisser ça. [...] Je gagne de trente fois de carte Migros. Ça m'aider pour moi? Non, parce que le problème est plus dangereux.«

I: »Quel problème?«

Yusuf: »Pour moi. Toi-même tu le sais un peu, tu as visité différents centres. Alors c'est le centre qu'on peut rester un peu calme ici. Je ne voulais pas avoir des problèmes pour qu'on ne m'emmena encore quelque part dans les montagnes.« (Interview Yusuf, Januar 2012)

An diesem Entscheid Yusufs zeigt sich aber auch die Macht der Institution: Erstens die Kopplung von Nothilfeleistungen an das Verhalten der Personen, zweitens die Einrichtung eines Privilegiensystems, das zur Ordnung im Lager

dient, und drittens die Machtungleichheit zwischen Personal und Insasse, da bei nicht korrektem Verhalten Sanktionen wie ein Lagerwechsel erfolgen können, so zumindest Yusufs Befürchtung.

Zusammenfassend ist auch für Emerance und Yusuf das soziale Netzwerk außerhalb des Lagers als Bewältigungsstrategie für das Leben im Lager bedeutend. Angesichts der Isolation von der Außenwelt und des Bruchs mit ihr, die eine totale Institution mit sich bringt, ist Yusufs und Emerances Praxis der Aufrechterhaltung ihrer sozialen Netzwerke außerhalb des Lagers eine Strategie gegen die Logik der Institution (sekundäre Anpassung). Diese verfolgen sie auch innerhalb des Lagers: »Nie alleine sein« zeugt von der sekundären Anpassung, trotz den institutionellen Widrigkeiten ein Unterleben bzw. eine Gemeinschaft aufzubauen. In Bezug auf das Lagerinterne Workfare verfolgen Emerance und Yusuf unterschiedliche Strategien. Während Emerance mitmacht (Konversion) und sich mittels Humor distanziiert (Rückzug aus der Situation und sekundäre Anpassung), macht Yusuf kein Workfare um sein Selbst und seine sozialen Kontakte zu schützen (Rückzug aus der Situation). Seine Strategie zeugt jedoch auch von einer Kompromisslosigkeit, da er offenkundig die Zusammenarbeit mit dem Personal verweigert und dies auch so mitteilt.

6.2.4 Mehdi: Aushalten und Warten

Mehdi kam zusammen mit Amaira 2003 in die Schweiz. Zuerst lebten sie kurz in einem Empfangslager, bald darauf wurde ihnen aber eine Wohnung zugewiesen. Sein ältestes Kind wurde im gleichen Jahr geboren, das nächste zwei Jahre später, das letzte – das »Bébé« – im Lager 2 (Akten, Lager 2): »Sie kennt«, so Mehdi, »nur den Bauch ihrer Mutter und das hier« und zeigt mit dem Arm auf das Zimmer, das sie im Lager 2 zugeteilt bekommen haben (vgl. Interview Mehdi, November 2012).¹⁰ Es stehen vier Betten und ein kleines Kinderbettchen darin. Außerdem gibt es ein Fenster, drei Stühle und einen kleinen Tisch, um den wir sitzen für das Interview. Es sei im Jahr 2010 gewesen, als sie ins Nothilfeler Lager 2 kamen. Zuvor hatten sie den negativen Asylentscheid erhalten. Daraufhin war Mehdi für drei Monate im Gefängnis, dann wieder frei und dann erneut im Gefängnis:

¹⁰ Das Interview mit Mehdi habe ich zu einem Zeitpunkt gemacht, als ich nur noch sporadisch »auf Besuch« ins Lager 2 ging.

»Sie haben alles probiert mit mir. Ich war drei Monate im Gefängnis, dann wieder frei, nachher wieder im Gefängnis. Nachher haben sie mich hierher gebracht. Um noch mehr Druck zu machen, dass sie mich nach [Herkunftsland] zurückschicken können. Ja, das läuft einfach so.« (Interview Mehdi, November 2012)

Der Wechsel in das Nothilfelerlager war für Mehdi ein einschneidendes Ereignis. Er erklärt dieses als Verlust seines »normalen Lebens«:

»Ja, unser Leben ist wie umgekehrt. Wir waren vorher einfach in einer Wohnung. Den Kindern ging es viel besser. Es war einfach, es war ein normales Leben. Ich durfte nicht arbeiten, aber trotzdem haben wir ein normales Leben gehabt. Und dann plötzlich, nach acht Jahren normalem Leben, muss ich wieder in ein Zentrum gehen, in nur ein Zimmer. Unsere Sachen, wir mussten alles verlassen. Weil in der Wohnung waren alles unsere Sachen, Schlafzimmer, Kinderzimmer, äh Wohnzimmer, das war alles meines oder, was ich, sagen wir, in acht Jahr aufgebaut hatte. Ist alles weg. Es war komisch, einfach mit einem Koffer hierher zu kommen und fertig. Von einem Tag auf den anderen ist alles anders, verstehst du. Und das ist schockierend. Das kann man nicht einfach akzeptieren. Das macht Probleme. Psychisch ist das auch nicht gut, es geht nicht gut oder. Für mich ist es nicht gut, für meine Frau auch nicht und für die Kinder auch nicht. [...] Und einfach unser Leben ist wie umgekehrt.« (Interview Mehdi, November 2012)

Ihr Leben sei umgekehrt. Mehdi sieht den Eintritt ins Lager als Verlust des »normalen Lebens«, das er mit Privatsphäre, Privatbesitz und dem Recht auf Arbeit assoziiert. In dem Sinne ist der Eintritt in die Institution der Moment, in dem mit der »bürgerlichen Welt«, die Goffman beschreibt, gebrochen wird. Dabei geht es auch um die Rolle als Familienvater, die er nicht mehr wahrnehmen kann mit dem Eintritt in die Institution, da er nicht arbeiten kann. Es ist für Mehdi das Ereignis, das Goffman als den bürgerlichen Tod beschreibt. Diesen Bruch hat Mehdi stark erlebt. Bei ihm ist der Verlust dessen, was er in acht Jahren aufgebaut und das sich in einer Wohnung mit eigenen Sachen materialisiert hat, am schwierigsten. Mehdi hat sich von diesem Wechsel ins Nothilfelerlager nicht erholt:

»Ja, ich bin fast immer deprimiert. Ich habe eine Depression. Es ist, ich habe fast keine Lust auf irgendetwas, weder auf das Leben oder um zu Essen, einfach auf nichts. Und ich habe fast keine Hoffnung, ich bin hoffnungslos, ich kann nicht denken oder sagen, ich mache jetzt das oder das. Manchmal

frage ich mich: ›Was habe ich gemacht in diesem Leben, dass ich das erleben muss? Und wann wird das fertig sein, oder wird es nie enden im Leben?‹ Ja, das macht krank. Ich bin beim Psychiater, ich gehe immer. Fast jede zweite, dritte Woche bin ich beim Psychiater.« (Interview Mehdi, November 2012)

Im Gegensatz zu Yusuf und Emerance, die sich »verbieten«, die Hoffnung aufzugeben, ist dies für Mehdi schwieriger und er verspürt keine Lust auf das Leben. Nichtsdestotrotz wird in den bisherigen Aussagen klar, dass die von den Behörden favorisierte Zielsetzung der »freiwilligen Ausreise« für ihn ebenfalls keine Option darstellt, die er in Betracht zieht. Ähnlich wie Mitra erklärt er, dass die Behörden einem viel »Druck« machen. Im Gegensatz zu Mitra positioniert er sich jedoch nicht als jemand, der sich selbst stärken muss, um gegen sie »anzukämpfen«, sondern er holt sich Hilfe bei einem Psychiater. Es ist somit ein (temporäres) Eingeständnis des Autonomieverlusts.

Für Mehdi ist das Lager ein Ort der Probleme. Dies drückt sich in vielen Bereichen aus, zuerst mit den Kindern:

»Meine Kinder werden immer komplizierter, nein wirklich! Am Anfang haben sie es toll gefunden, mit ihren neuen Kollegen zusammen zu wohnen und immer nach draussen gehen zu können. Als wir hierher gekommen sind, war es Sommer, alles war offen, und es hatte viele Leute und viele Kinder. Sie haben gespielt, so lange gespielt, bis 9 Uhr gespielt, sie wollten nicht schlafen. Sie haben gesagt, hier ist es gut, hier ist es schön. Ja, das war gut. Und nachher, langsam, fanden sie es nicht mehr schön. Dieser Ort ist wirklich Scheisse. Es war nicht, äh, wie sie dachten. Langsam, langsam. Jetzt sind sie fast nicht mehr mit den anderen Kindern zusammen. Darum haben sie [zfO, SM] sie jetzt in einer Kita gemeldet, dass sie nicht hier bleiben. Weil, es gab fast jeden Tag Probleme oder, jeden Tag: Probleme bei den Duschen, Probleme bei den Toiletten, Probleme mit anderen Kindern, Probleme mit meiner Frau, Probleme, jeden Tag gibt es etwas. Jetzt auch am Wochenende, es geschieht immer etwas. Weil die Kinder nicht frei sein können. Also meine Kinder, sie sind aktiv, die wollen immer etwas machen, sich bewegen und so. Und viele Leute akzeptieren das nicht.« (Interview Mehdi, November 2012)

Die Probleme, die Mehdi aufzählt, sind verbunden mit Tätigkeiten, die im »bürgerlichen Leben« zur (familialen) Privatsphäre gehören. Im Lager müssen viele Tätigkeiten in Bezug auf den Alltag mit Kindern wie Toilette, Bad, Zähneputzen in öffentlichen Räumen organisiert werden. Hier zeigt sich erneut,

dass das Lagerleben für Mehdi vor allem mit dem Verlust des bürgerlichen Lebens, in dieser Aussage mit dem Verlust der Privatsphäre eines Haushaltes als Schon- und Schutzraum, zu tun hat.

Ein zweiter Problembereich ist die gemeinsame Nutzung der Küche. Amaira und Mehdi schildern ein Beispiel:

Mehdi: »Ja, es ist mühsam. Du musst warten, bis die Leute fertig sind. Alles ist dauernd besetzt, man darf das nicht machen, darf das nicht machen. Die Küche wird im Moment von zwei grossen Familien gebraucht, man hat keine Chance. Man muss immer warten, bis sie fertig sind. Und es gibt immer mehr Problem wegen dem.«

I: »Gibt es denn Streit oder Diskussionen?«

Mehdi: »Ja. Streit. Manchmal. Ja, aber auch diese Leute sind nicht schuld. Es sind einfach die Konditionen hier. Weil, sie müssen auch kochen, die anderen müssen auch kochen, und wir müssen auch kochen.«

Amaira: »Aber ja, normalerweise hat eine Familie eine Stunde oder zwei Stunden zum Kochen. Aber diese Familie und die andere Familie auch, sie sind ab 9 Uhr morgens in der Küche und erst um acht Uhr abends fertig mit der Arbeit. Das ist nicht normal.«

Mehdi: »Ja, das sind die Konditionen, das sind nicht die Leute, das sind die Konditionen, Amaira. Ich sehe, die Leute sind nicht schuld. Denn wir sitzen auch in der Küche, es gibt keine andere Möglichkeit, wir müssen dort Kaffee trinken, zusammen reden, sie wollen auch nicht in ihr Zimmer, sie wollen auch in der Küche sein. Das ist normal. Ich finde das ist nicht ein Problem. [...] Es sind einfach die Konditionen. Denn eine Küche für über dreissig Personen, das ist nicht normal. Diese Familie, das sind zum Beispiel acht Personen und meine fünf. Und eine andere Familie sind sieben Personen, und es gibt auch andere Familien mit nur einem Kind, zum Beispiel Mama Dean oder diese neue Frau von China oder Mama Nassed. Das sind auch Menschen. Normal wäre es, für jede Familie eine Küche zu haben. Aber wenn das nicht so ist, dann muss man es akzeptieren. Du kannst nicht sagen, ich muss kochen und du nicht. Das geht nicht.« (Interview Mehdi, November 2012)

Rollenverlust und die gleichzeitig geforderte Rollenübernahme als Insasse eines Nothilfslagers bewirken einen einschneidenden Verlust oder die Beschränkung des Selbst in dem Sinne, dass das bisherige Selbstbild durch den Spiegel der Gesellschaft verloren geht (vgl. Mead 1968). Bei Mehdi führt diese einschneidende Beschränkung des Selbst zu Depression, Hoffnungslosigkeit

und Rückzug. Aus seiner Sicht ist jedoch klar, dass die Bedingungen des Lagers die Probleme auslösen und nicht die Leute an sich. Wären die Konditionen anders, gäbe es mehr Privatsphäre, dann würden die meisten mit dem Lagerleben verbundenen Probleme gar nicht auftauchen.

Mehdi hat keinen Tagesablauf oder Tagesplan, wie dies Mitra zuvor beschrieben hat. Er hat nicht die Strategie oder den Anspruch Mitras, Dinge bewusst zu tun, um sich selber zu kontrollieren oder besser mit seinen Problemen umgehen zu können. Mehdi hat sich das Internet eingerichtet (Interview Mehdi, November 2012). Dabei ist jedoch die Verwendung immer ungerichtet und unspezifisch. Es gibt kein konkretes Ziel dieser Tätigkeit. Auch zeugt seine Aussage von einer gewissen Antriebslosigkeit. Das Workfare ist fester Bestandteil seines Tages, welches er jedoch als »*ein wenig Putzen*« beschreibt und damit zu erkennen gibt, dass dies weder sinn- noch zeitfüllend ist. Seine Einstellungen gegenüber der Situation beschreibt er als Zustand des »Wartens«, den es zu akzeptieren gelte, bis etwas anderes komme (Interview Mehdi, November 2012). Mehdi versteht die Zeit im Nothilfelerlager als Prüfung des Lebens, die er als Erfahrung in sein weiteres Leben mitnehmen werde und die seinen Umgang mit Menschen prägen werde:

»Aber vielleicht, für mich, vielleicht nachher, wenn ich auf die andere Seite gehe, ich sage andere Seite, weil alles hat mehrere Seiten, dann weiss ich, was hier passiert, wie diese Leute leben. Ich verstehe das hier als eine Prüfung. Das kann ich nachher, wenn es mir gut oder besser geht, nicht vergessen. Ja, ich werde dann immer an arme Leute denken, die jeden Tag Probleme haben.« (Interview Mehdi, November 2012)

Ich betitle Mehdis Bewältigungsstrategie der institutionellen Logik des Lagers als »Aushalten der Konditionen«. Mehdi unternimmt vordergründig primäre Anpassungen an die Lagersituation, indem er sich den Konditionen anpasst, sei dies zum Beispiel in der Küche, aber auch gegenüber dem Personal, von dem er das Workfare des Waschens (special workfare) erhalten hat. Hintergründig erleidet Mehdi jedoch einen Rollenverlust. Er zieht sich zurück, wird deprimiert und versucht, den mit dem Lagereintritt einhergehenden Verlust des Selbst auszuhalten.

6.2.5 Prajun und Beth: Ironie und Rückzug

Prajun sitzt vor dem Lager an einem Tisch für sich alleine vor seinem Mittagessen. Ich sitze ihm gegenüber und trinke einen Kaffee. »*Ich koche selber für mich. Ich koche gerne alleine und ich bleibe gerne alleine*«, so erklärt mir Prajun. Dieses Alleinbleiben ist für Prajun auch ein Allein-bleiben-müssen. Oder es ist eine Konsequenz des Lagerlebens. Denn die Leute würden ihn nervös machen, er habe permanenten Stress, er nerve sich, und dann gehe es ihm wieder schlecht. Deshalb mache er seit einiger Zeit die Dinge lieber alleine (Interview Prajun, März 2012).

Prajun ist 2001 in die Schweiz gekommen. Er hat von 2001 bis 2008 einen N-Ausweis gehabt (Akten Lager 2). Er habe zuerst in einem Dorf in einer kleinen Wohnung gelebt und für Sozialgeld gearbeitet. Es sei ihm dort gut gegangen. Er habe ein wenig Geld gehabt und viele Menschen in diesem Dorf gekannt. 2008 habe er den negativen Entscheid erhalten und sei für rund ein halbes Jahr in ein Lager transferiert worden. Dort sei er einige Monate gewesen. Dann habe er einige Monate in Lager 1 gewohnt. Das Lager 1 sei für ihn gut gewesen, weil es in der Nähe des Dorfes gelegen habe, wo er früher gelebt hätte, und er seine alten Kontakte wieder habe wahrnehmen können. Nach seiner Zeit im Lager 1 sei er ein Jahr in Ausschaffungshaft genommen worden. Mehrmals hätten die Behörden ihn in ein anderes Gefängnis transferiert. Nach zwölf Monaten sei er entlassen worden und ins Lager 2 gekommen. Das Gefängnis sei für ihn sehr schlimm gewesen, weil es keine Sonne und keine frische Luft gehabt habe und man nicht habe rausgehen könne. Deshalb sei es im Lager hier für ihn besser. Obwohl, so erinnert er sich, er sich zu Beginn dauernd im Gebäude verirrt und dann jeweils sein Zimmer nicht mehr gefunden habe, weil alles gleich aussah. Und auch hier habe er Probleme. Er habe oft Streit mit den Leuten. Die Leute würden »kompliziert« auf ihn reagieren. Er sei auch ein bisschen kompliziert, das sei schon so (Interview Prajun, März 2012). Zudem seien die Leute hier alle »komisch«, das Personal, aber auch die Bewohner (Interview Prajun, März 2012). Auf meine Frage, weshalb, schildert er mir folgende Situation:

Prajun: »Ja, sorry, die Leute machen vieles selber kaputt, zum Beispiel die Toilette oder die Küche, obwohl wir das unbedingt brauchen. Die Leute machen das selber kaputt. Aber wenn etwas kaputt ist, montieren die Leute vom Büro nichts, das dauert eine Woche oder zwei Wochen. Letztthin hatte es einmal nur zwei Toiletten für 130 Leute gehabt. Und das ist schlimm, oder. Ich habe

viele Male hier überall Pipi gemacht. Und warum? Weil ich keine Chance hatte, auf die Toilette zu gehen, weil so viele Leute dort waren, und ich musste Pipi machen, deshalb ging ich nach draussen. Ich musste, oder!«

I: »Weshalb, denkst du, machen die Leute Dinge kaputt hier?«

Prajun: »Das ist, weil viele von uns hier in diesem Zentrum unter Druck stehen. Die Leute nerven sich. Wenn sie einen Tag hier sind, ist es noch ok, zwei Tage sind auch noch ok, aber langsam, langsam werden alle krank, krank im Kopf. Ich sage zu den Leuten, ich bin zwei Jahre hier, ich weiss, dass ich krank bin und mein Kopf nicht gut ist. Das sage ich den Leuten so: Ich bin ein kranker Mann, lasst mich in Ruhe, ich will mit niemandem Kontakt haben. So gehe ich oft, ob Regen oder Sonne, direkt an den [Fluss, SM] und geniesse dort die Zeit und gehe nur wieder nach Hause, um zu essen und so. Denn, wenn ich Kontakt mit den Leuten habe, dann habe ich nur noch mehr Probleme.« (Interview Prajun, März 2012)

Prajun beschreibt, wie das Lagerleben die Menschen krank werden lässt. »Krank« ist ein ambivalenter Zustand in Prajuns Lebenssituation: Einerseits benutzt er diesen Begriff, um zu beschreiben, dass das Lager krank macht. Dabei sagt er aktiv gegen außen, dass er krank sei; damit erfolgt eine analytische Distanzierung zu seiner Situation im Lager. Andererseits und gegen innen ist Prajun durch das Lagerleben wirklich psychisch angeschlagen. Die Verwendung dieses Begriffs ist gleichzeitig eine Strategie der Distanzierung und eine Beschreibung seiner Situation.

Er sei, so erklärt er weiter, jedoch nicht immer in diesem Zustand gewesen, sondern es sei eben eine Konsequenz des Lagerlebens. Früher habe er ab und zu auf die Kinder geschaut. Oder er habe den Leuten etwas ausgeliehen: sein Velo, seine Turnschuhe, mit denen er joggen gehe. Aber danach sei immer alles kaputt gewesen. So etwas mache ihn nervös. Früher habe er auch viel Gitarre gespielt, denn Musik und Tanz sei sein großer Traum schon seit seiner Kindheit. Aber jetzt spiele er nicht mehr viel, weil immer alle kommen würden und Gitarre lernen wollten. Aber Gitarre könne man nicht in einer Stunde lernen. Die Leute würden glauben, so erklärt er, er hätte erst gestern angefangen, Gitarre zu spielen. Er sage ihnen, dass er seit achtzehn Jahren Gitarre spiele und dass sie halt auch üben müssten, um es zu können. Das gleiche sei auch mit dem Fitnesstraining. Er trainiere seinen Körper jeden Tag, weil er tanzen wolle. Und er singe viel. Er übe. Aber die Leute würden dann denken, dass er krank sei (Interview Prajun, März 2012).

Heimliche Formen sekundärer Anpassung

Es sind jedoch nicht nur die fehlende Privatsphäre und der dauernde soziale Stress mit den Insass*innen im Lager, die Prajun zu schaffen machen, sondern auch die Auseinandersetzung mit Mitarbeiter*innen und mit der herrschenden Logik der Institution. Für Prajun ist es unerträglich, dass er auf alles »warten« muss: auf Dinge, die geflickt werden müssen, auf Dinge, die entschieden werden sollten, auf Antworten von Behörden etc. Das von ihm angeführte Beispiel mit den kaputten Toiletten verdeutlicht die Problematik. In Bezug auf Goffmans Analyse der Demütigungen, die ein Lagerleben mit sich bringt, verdeutlicht diese Szene mehrere solcher Empfindungen von Prajun. So ist es demütigend, auf etwas warten zu müssen, ohne genau den Grund zu kennen, weshalb. Die eigenen Möglichkeiten zur Behebung der Situation sind eingeschränkt. Mit der kaputten Toilette einher geht ein Aushalten-müssen. Dieses verdeutlicht die repressive Struktur der Institution, in der er seine Primärbedürfnisse nicht erfüllen kann. Und es führt ihm sowohl die eigenen minimalen Handlungsmöglichkeiten vor Augen wie auch die Machtlosigkeit gegenüber der Institution, in deren Händen es liegt, das Problem zu lösen. Zudem ist Urinieren im Freien für Prajun mit Scham behaftet und greift wiederum in die Privatsphäre ein, da er es nicht in einer Toilette tun kann, sondern irgendwo draußen tun muss. Diese Situation zeigt die Angriffe auf das Selbst durch das institutionelle Setting auf und die Empfindungen, die sie bei Prajun hervorruft.

Prajuns Reaktion auf diese Situation war, draußen pinkeln zu gehen, ein heimlicher, pragmatischer Akt. Warten, um mit 130 Menschen anzustehen, bis er auf die Toilette gehen kann, wollte er nicht. Er schildert mir eine weitere Situation, in der er ebenfalls heimlich die Dinge selbst in die Hände nimmt. Sein Kühlschrank sei kaputt gewesen. Das habe er dem Personal gesagt, aber dann sei nichts geschehen. Er habe gemerkt, da komme kein neuer Kühlschrank. Dann habe er heimlich einen anderen geklaut in einem Zimmer eines Mitinsassen. Er habe das tun müssen, erklärte er mir, weil es in seinem Zimmer zu riechen begonnen habe. Wie bereits bei der Situation der fehlenden Toiletten ist auch der Umstand mit dem Kühlschrank mit Scham oder Unwohlsein verbunden, denn Prajun will nicht, dass es in seinem Zimmer schlecht riecht. Er habe seinen Kühlschrank geputzt und dann getauscht mit einem Kühlschrank aus einem anderen Zimmer, ohne dass der Mann, der in diesem Zimmer wohnte, dies bemerkt habe. Er wisse, dass dies nicht in Ordnung sei, aber was hätte er tun sollen? (Interview Prajun, März 2012). Pra-

juns Reaktion zeigt den Handlungsspielraum im Lager und wie er ihn nutzt. Mit seiner heimlichen Bewältigungsstrategie unterläuft Prajun die im Lager herrschenden Regeln und entgeht dem Zustand des Wartens. Er schafft ein Unterleben zur Ordnung der Institution und distanziert sich so von deren Regeln (vgl. Goffman 2014: 169). Mittels sekundärer Anpassung und der Verwendung von »unerlaubte[n] Mitteln« (ebd.: 68) schützt er sein Selbst vor den institutionellen Angriffen.

Auflehnung bis zum Zusammenbruch

Prajun lehnt sich jedoch auch offen gegen Situationen des Wartens auf. Ein Beispiel, das er schildert, ist der Kampf um ein Einzelzimmer. Das Lager 2 nimmt Wünsche der Personen entgegen und die Mitarbeiter*innen bemühen sich, diese möglichst zu erfüllen (vgl. Interview Mitarbeiter Lager 2, Oktober 2011). Der zuständige Mitarbeitende erstellt eine Liste mit den Namen der Personen, die ein Einzelzimmer wollen. Kriterien bei der Zuteilung von Einzelzimmern sind die psychische und physische Verfassung der Menschen, teilweise auch die Dauer, die sie bereits im Lager sind – was oft einhergeht mit einer schlechten psychischen Verfassung. Es gibt jedoch nicht genügend Einzelzimmer und vor allem sind die Personen, die in Einzel- oder Zweierzimmer wohnen, dann oft längere Zeit dort, damit es ihnen besser geht. Die Konsequenz ist, dass viele Lagerinsass*innen auf Einzelzimmer warten müssen oder gar nie eines erhalten. Wer eines erhält, bestimmt in Lager 2 in Absprache mit den Mitarbeiter*innen der Leiter. Die Personen, die nicht zufrieden sind, können zu ihm gehen, um sich zu beschweren.

Auf ein Einzelzimmer habe er ein halbes Jahr gewartet. Wenn er jeweils nachgefragt habe, kam die Antwort, er sei Nummer 2 oder Nummer 7 oder sonst eine Nummer auf der Liste:

»Und einmal habe ich gestritten: ›Ich bin so lange hier, und ich arbeite immer, warum bekomme ich kein Einzelzimmer? Wer hat wie viele Male die Arbeit verlassen? Schaut meine Arbeit an. Jeden Tag, wenn ich nach [Stadt] gehe, dann komme ich für die Arbeit zurück.« So habe ich gestritten. Sie haben mir gesagt: ›Nein, für dich kommt kein Zimmer.« Dann, ok, habe ich gedacht, kann ich auch extrem sein. Und ich habe dann immer schlechte, schlechte Worte benutzt. Und ich habe alles nur schlecht gemacht. Nachher

haben sie gesagt, ich sei krank. Ja, ich war nachher in der Psychiatrie¹¹, und nachher habe ich ein Einzelzimmer erhalten.« (Interview Prajun, März 2012)

Prajuns Auflehnung geschieht hier nicht heimlich, sondern offen. Die Konsequenzen sind zweischneidig. Für mich ist es nicht eruierbar, ob er auch aufgrund des Stresses, die die Auflehnung und die damit einhergehende Anstrengung mit sich brachten, einen Zusammenbruch erlitt, oder ob das Personal aufgrund seines Verhaltens entschied, ihm ein Einzelzimmer zu geben und damit den wohl auch für sie anstrengenden Zustand zu beenden. Für Prajun war dieses Ereignis auf jeden Fall einschneidend. Er versucht seit diesem Ereignis und den damit einhergehenden psychischen Folgen, einen anderen Umgang mit dem Lageralltag zu gewinnen: Abstand. Wie zu Beginn dieses Kapitels geschildert, mache er viele Dinge nun alleine, so zum Beispiel kochen oder essen. Und er bleibe lieber alleine, sonst werde er nervös. Er pflege keine Kontakte mehr und müsse sich dafür auch nicht mehr aufregen. Er sei, so sagt er zu sich selber, aber auch zu den anderen Leuten, ein kranker Mann.

Seine Versuche, sich stärker aus allem rauszuhalten, gelingen Prajun jedoch nur bedingt und er kommt immer wieder in Situationen, in denen er sich offen gegen die Institution auflehnt und die Akteure herausfordert. Dabei, so zeige ich anhand einer letzten Situation, ist Prajuns Widerstand nicht nur konfrontativ, sondern es ist ein Widerstand, der die Logik der Institution und die damit verbundenen Angriffe auf das Selbst offenlegt und spiegelt.

Die institutionelle Logik spiegeln

Im Frühling 2012 verordnete die Migrationsbehörde, dass im Lager 2 nachts neu ein Sicherheitsdienst die Eingänge kontrollieren soll. Dies war zu Beginn als Pilotprojekt gedacht, dann jedoch eingeführt worden.¹² Sowohl das Personal wie der Leiter des Lagers 2 waren von dieser Maßnahme nicht begeistert. Einerseits fanden sie es für die betroffenen Personen aus mehreren Gründen nicht gut: So würden diese in der Nacht nicht mehr zu den Nachtwachen gehen und reden, wenn sie Sorgen hätten. Die Nachtwachen seien aber gerade die Ansprechpersonen, die viel mehr Zeit hätten als sie, die während des Tages

11 Es ist für mich nicht mehr rekonstruierbar, ob Prajun tatsächlich eine gewisse Zeit in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurde oder ob er in psychologische Behandlung war. So oder so erhielt er danach ein Einzelzimmer. Er war nach dem Erhalt des Einzelzimmers sicher für einige Zeit in psychologischer Behandlung.

12 Diese Informationen habe ich aus den Arbeitsrapporten der zFOs in denen das Schreiben der kantonalen Migrationsbehörde ebenfalls vorhanden war.

dauernd tausend Dinge zu tun hätten. Zweitens würde der Sicherheitsdienst die Leute kontrollieren, was sie nicht gut fänden. Und drittens fühle sich das Personal selbst kontrolliert, da der Sicherheitsdienst einen Rapport sowohl an die Leitung des Sicherheitsdienstes als auch an die Migrationsbehörden lieferte, zum Beispiel über offene Türen oder sonstige Vorkommnisse. Dies, so die Angst des Personals und des Leiters der zfo, würde sich auf die Art und Weise der Führung des Lagers auswirken. Nichtsdestotrotz war der Sicherheitsdienst ab diesem Zeitpunkt über Nacht im Lager 2. An diesem Ereignis zeigt sich, dass der Handlungsspielraum der zfos, sich gegen unerwünschte Veränderungen zur Wehr zu setzen, minimal sind oder sie sich nicht durchsetzen konnten (Notiz, 21. Mai 2012, Lager 2; Notiz, 4. Juni 2012, Lager 2).

Es war die Aufgabe der Mitarbeiter*innen des Sicherheitsdienstes, ab 22 Uhr abends Türkontrollen vorzunehmen, Eingänge zu kontrollieren und Rundgänge im Lager zu machen. Um 8 Uhr morgens war ihr Dienst beendet. Was genau sie auf den Rundgängen machten oder was ihre Handlungskompetenzen waren, war zu Beginn ihrer Anwesenheit sowohl für das Personal wie auch für die Lagerinsass*innen unklar (Notiz, 21. Mai 2012, Lager 2; Notiz, 4. Juni 2012, Lager 2). Es waren nach Angaben der Insass*innen meist zwei Personen des Sicherheitsdienstes, die am Abend oder in der Nacht Kontrollen – meist am Eingang des Lagers, manchmal auch am Eingang des Geländes – durchführten. So schildert Salma bspw., dass sie spät abends in einer Ecke des Geländes von zwei Mitarbeiter*innen des Sicherheitsdienstes mit der Taschenlampe angehalten worden sei. Sie hätten ihren Ausweis kontrolliert und sie gefragt, ob sie hier wohne. Und das, so empörte sie sich, sei vor dem Lager geschehen, als sei sie kriminell (Notiz, 21. Mai 2012, Lager 2). Danesh regte sich auf, dass sie seine Taschen kontrolliert haben, als er einfach nur nach Hause schlafen gehen wollte (Notiz, 21. Mai 2012, Lager 2; Interview Danesh, Mai 2012).

Prajun erzählt, dass er bereits dreimal am Abend an der Eingangstüre des Lagers von Personen des Sicherheitsdienstes kontrolliert worden sei. Beim ersten Mal habe er ihnen herausfordernd die Taschen hingestreckt und gefragt, ob sie sie kontrollieren wollen: *»Dann musst du es aber richtig machen«*, habe er zu ihnen gesagt. Und wenn sie etwas verlieren würden während der Kontrolle, müssten sie es ihm zurückbezahlen. Darauf habe er seine gesamte Tasche ausgepackt und den Inhalt vor ihnen auf die Straße geworfen: *»Das ist meine Unterhose, das ist mein Tuch, das ist meine Sonnencreme, das ist mein Spiegel, das mein Messer«* (Interview, Prajun, 8. März 2012). Er provoziert durch diese Handlung, auch indem er durch das Messer, das er herausnimmt, das Bild

des »kriminellen Anderen« evoziert. Auch beim zweiten Mal habe er mit ihnen gestritten, erklärte er mir, ohne es weiter auszuführen. Und letztthin sei er erneut kontrolliert worden:

»Für mich ist es so: Ich wurde schon dreimal kontrolliert, zweimal habe ich schon gestritten, und gestern habe ich gedacht: Warum soll ich immer streiten? Diese Leute wollen kontrollieren, dann ok, sollen sie kontrollieren. Ich will auch ein bisschen spielen mit dem Sicherheitsdienst. Ich trage immer einen Rucksack. Als ich sie sah, ging ich direkt zu ihnen und sagte: ›Bitte kontrolliert meinen Rucksack.‹ Ich ging dann zehnmal raus, zehnmal wieder rein, und jedes Mal mussten sie mich kontrollieren. [...] Gestern ging ich wieder zum Sicherheitsdienst. Ich habe Unterhosen von mir, Unterhosen von Frauen und Kondome in den Rucksack getan und bin zu ihnen gelaufen. Und ich ging zwanzigmal dorthin und zeigte ihnen meinen Rucksack. So: Sie machen ihre Arbeit, ich mache meine Arbeit, oder?« [Lacht]. (Interview Prajun, März 2012)

Prajuns Praktik legt die institutionelle Logik und die damit einhergehende Demütigung der Kontrolle offen. Er erklärte den Mitarbeiter*innen des Sicherheitsdienstes, dass sie bei der Kontrolle nichts von seinen Gegenständen kaputt machen dürfen, sonst melde er es. Sein Vorgehen bewirkte eine Umkehrung der Rollen des Sicherheitsdienstes und von ihm. Und es ist eine Erinnerung an den Sicherheitsdienst, dass auch Prajun Rechte habe. Weiter führte er ihre Aufgabe ins Absurde, indem er viele Male ins Lager hinein und hinaus ging und sie jedes Mal aufforderte, ihn zu kontrollieren. Zudem provozierte er sie, in dem er ausgewählte persönliche Sachen in den Rucksack legte, die aus seiner Sicht intime Gegenstände sind. Indem er diese vor ihnen auf den Boden warf oder sie diese durchsuchten, entlarvt er ihre Tätigkeit als einen Eingriff in seine Privatsphäre. Prajun wehrte sich also einerseits gegen die Übergriffe auf seine persönlichen Gegenstände wie auch gegen die Kriminalisierung, die mit diesen Kontrollen einhergeht (Überprüfung seiner persönlichen Taschen, Aufnahme von Personalien, Notieren der Eingangszeit ins Lager etc.). Prajuns Vorgehen ist jedoch auch ein gefährliches »Spiel« mit den imaginierten Zuschreibungen.

Den Kriminalisierungseffekt empfindet Prajun als besonders demütigend. Es ist ein Aspekt, den Prajun im gesamten Interview immer wieder betont. Er bezeichnet das Lagerleben im Interview als »Crime School«, da er andere Insass*innen bezichtigt, Drogen zu verkaufen oder zu stehlen. Aber, so geht seine Erzählung weiter, es sei auch egal, ob jemand, der im Lager

lebe, etwas Kriminelles tue oder nicht. Denn für die Leute »draussen« seien sowieso alle Leute im Lager kriminell. Auch wenn man nicht kriminell sei, würden es einem die Leute nicht glauben. Es ist einerseits der Effekt, den Goffman beschreibt, wenn er erklärt, dass die Leute erst in den totalen Institutionen zu dem gemacht werden, wofür die Institution steht (vgl. Goffman 2014: 166). Dabei zeigt sich die Wirkung der beschriebenen Grenzspektakel, die sich sowohl an die Bevölkerung richten als auch an die betroffenen Personen (siehe Unterkapitel 5.2). Die Repräsentation der Lagerinsass*innen als »kriminelle Andere« zeigt ihre Wirkung: Prajun weiß um dieses Bild von ihm selbst, und es prägt seine Praktiken im Umgang mit der Bevölkerung wie auch sein Selbstbild.

Prajun verfährt gegenüber dieser Zuschreibung ähnlich wie gegenüber der Institution des Lagers. Er wehrt sich, indem er die herrschenden stereotypen Bilder spiegelt. So schildert er ein Ereignis mit einem jungen Menschen, der nicht im Lager lebe und den er schon seit zwei Jahren kenne, weil der auch Gitarre spiele. Der junge Mann habe ihm einmal in einem Gespräch gesagt, dass er wisse, dass Prajun »gut« sei, aber der Rest der Leute, die im Lager leben würden, wohl nicht (Interview, Prajun, März 2012). Prajun empört sich mir gegenüber, dass die Leute eben sowieso das Gefühl hätten, alle Leute in der Nothilfe seien kriminell. Seine Reaktion auf das Erlebnis mit dem jungen Mann schildert er wie folgt:

»So, jetzt habe ich keine Lust mehr mit diesen Schweizer Leuten. Wenn ich an den Fluss gehe, bleibe ich alleine und rede mit niemanden. Wenn dann Leute kommen und solche Dinge sagen, dann sage ich: ›He, ich wohne in diesem ›Palast‹, aber Achtung, du denkst, ist sei ein Dieb, aber ich bin ein Drogendealer.« (Interview Prajun, März 2012)

Prajun wehrt sich gegen das Bild des »kriminellen Anderen« ähnlich provozierend wie im Falle des Sicherheitsdiensts. Er hält dem jungen Mann spiegelnd vor, welche Stereotype er verwendet. Allerdings regt sich Prajun dann wiederum sehr auf und erklärt, dass er keine Lust mehr habe auf den Kontakt mit den »Schweizer Leuten«. Diese Ambivalenz, aber auch Verzweiflung zieht sich durch Prajuns Umgang mit dem Lagerleben und mit seiner ihm zugeschriebenen Rolle als Insasse; aber auch seine Gegenwehr gegen die Rollenübernahme und seine gesamte Erzählung sind davon geprägt.

Rückzug

Beths Verhalten ist ähnlich wie dasjenige Prajuns: Wut, Verzweiflung und sich offen zur Wehr setzen. Auch Beth empört sich oft über ihre Mitinsass*innen und streitet mit ihnen wie auch dem Personal. Beth ist im Gegensatz zu Prajun jedoch während der Zeit, die ich im Lager verbrachte, mehr und mehr verstummt. Ich sah sie das erste Mal im unterirdischen Nothilfeler, sprach aber nicht mit ihr. Sie war die einzige Frau dort. Dann begegneten wir uns einige Male an einem Mittagstisch für geflüchtete Personen außerhalb des Lagers. Irgendwann kam sie nicht mehr. Und dann sah ich sie wieder im Lager 2, als ich mich für die Dissertation dort aufhielt.

Beth lebte innerhalb von sieben Jahren an sieben Orten, entweder in Asylslagern oder in Wohnungen. 2010 kam sie dann in ein erstes Nothilfeler. Sie lebte für ein halbes Jahr im Lager 3 bevor sie ins Lager 2 kam. Dort lebte sie zuerst in einem Zimmer mit vier Personen, wie sie mir im Gespräch erzählt, obwohl sie eigentlich viel allein sein müsse. Sie habe Therapien gemacht, aufgrund der Dinge, die in ihrem Herkunftsland, aber auch in Bezug auf Dinge, die in der Schweiz geschehen seien. Sie will nicht, dass ich unser Gespräch aufzeichne. Wir sitzen in ihrem Einzelzimmer, es ist abgedunkelt. Sie sei sehr aggressiv gewesen in der Zeit, als sie hierher kam. Sie versucht zu erklären: »The people that live around you, they are supposed to make you smile. But here, everybody has to do his own things.« (Gesprächsnotizen Beth, Februar 2012)

Das Zusammenleben erlebt Beth als stressig. So sei die Dusche jeden Abend unter Wasser. Sie habe mit den Leuten gestritten, aber es habe sich nichts geändert. Jetzt gehe sie zwischen neun und zehn am Morgen duschen, dann seien die Kinder in der Schule und es sei ruhig. Auch in der Küche habe es keinen Platz. Heute sei sie dreimal in die Küche schauen gegangen, bevor sie kochen konnte. Es sei immer besetzt gewesen. Wenn sie ihre Hände waschen wolle, dann wolle sicher jemand kochen. Früher habe sie gestritten: Mit den Eltern der Kinder, mit den anderen Leuten, die hier lebten, aber das mache sie nicht mehr:

»I don't care about anything anymore. I don't scream anymore and I don't shout anymore, because people get even worse. I laugh if they laugh at me and else I don't care anymore.« (Gesprächsnotizen Beth, Februar 2012)

Sowohl für Beth wie für Prajun sind das Lagerleben und vor allem die erzwungene soziale Nähe ein großer Stress. Beide erläutern Vorkommnisse, bei denen Dinge nicht funktionieren, bei denen sie warten müssen, bei de-

nen sie nicht tun können, was sie wollen, weil die Leute einen Ort dauernd besetzen oder nicht freundlich sind. Auch Beth stritt zu Beginn des Lagerlebens in Lager 2 oft. Ähnlich wie Prajun hörte sie mit der Zeit damit auf. Im Gegensatz zu Prajun zog sich Beth zu der Zeit, als ich im Lager 2 war, zurück. Sie machte ihr Workfare. Sonst war sie meistens allein im Zimmer. Ab und zu tauchte sie draußen auf, sprach jedoch nicht viel. Es gibt, so möchte ich mit Beths Bewältigungsstrategie erläutern, auch Menschen, deren Umgang mit dem Lagerleben die Isolierung oder in Goffmans Worten der »*Rückzug aus der Situation*« (2014: 65) ist. Sie zerbrechen am Lagerleben, an der fehlenden Privatsphäre, an den Jahren des Transfers und an der fehlenden Zukunft oder sie werden krank und leiden still. Prajun und Beth teilen die Verzweiflung und den Stress, der dieses Leben auslöst. Bei Prajun äußert sich die Verzweiflung in seinen Widerstandsakten, mit denen er den Druck der Institution und deren Mechanismen auf das Selbst der Insass*innen spiegelt (Konversion und sekundäre Anpassung). Beth kämpfte in dem Moment, als ich dort war, nicht mehr (Rückzug aus der Situation).

6.3 Schlussfolgerungen

In diesem Kapitel ging ich den Fragen nach, wie sich die Menschen in Lagern gegen die Angriffe auf ihr Selbst wehren, wie sie mit der institutionellen Logik des Nothilfelagers und wie mit ihrer Situation als illegalisierte Personen innerhalb des Grenzregimes umgehen. Dabei habe ich den Fokus auf ihre Bewältigungsstrategien gelegt, welche die primären und sekundären Anpassungen sowohl an die totale Institution als auch innerhalb des Grenzregimes miteinschließen. Zu verstehen, so Bourdieu, heisst, die subjektiven Erfahrungen von Mitmenschen angesichts der spezifischen Lebensumstände und kontextuellen Bedingungen nachvollziehbar zu machen (Bourdieu 1997: 779ff.). Als Akteure innerhalb des Grenzregimes – davon betroffen, es aber auch verändernd – müssen Mitra, Emerance, Yusuf, Amaira, Mehdi, Salma, Prajun und Beth, im Alltag ihr Selbst vor den Angriffen der totalen Institution schützen und gleichzeitig eine Bewältigungsstrategie entwickeln, um nicht zu verzweifeln. Die von mir geschilderten Strategien im Umgang mit dem Lagerleben zeugen von einer Vielfalt, welche über die von Goffman entwickelte Typologie hinausgeht. Ausgangspunkt ist bei allen die Erfahrung, dass das Lagerleben einen immensen Druck ausübt, mit dem es umzugehen gilt. Dieser Druck